

Aus der Welt des schönen Scheins ins Land des nackten Elends

Sie wollte Schauspielerin werden, eine Reise änderte alle Pläne: Stella Deetjen betreut Leprakranke in Indien

FRIEDRICHSDORF. Von einem Leben in Italien hatte sie geträumt, als Schauspielerin, als Fotografin vielleicht. Die großen, leuchtenden Augen, ihre fließenden Bewegungen, auch die Entschiedenheit, mit der sie jedes Wort setzt, lassen ahnen, daß sie sich wohlgefühlt hätte unter Künstlern. Nach dem Abitur besuchte sie die „Stage and Musical School“ in Frankfurt, in Rom wollte sie am „Europäischen Institut für Design“ eine Foto-Ausbildung beginnen. Um dazwischen „etwas Freiheit zu genießen“, reiste sie 1993 nach Indien, allein, nur mit einem Rucksack bepackt.

Acht Monate hatte sie vor zu bleiben, doch dann traf Stella Deetjen mit „Unberührbaren“ zusammen, mit „Menschen, die Menschen nicht mehr sein dürfen“, wie die 26 Jahre alte Frau aus Friedrichsdorf es ausdrückt. Seither kümmert sie sich in der Millionenstadt Benares, ungefähr 300 Kilometer westlich von Kalkutta, um Leprakranke. Mit 14 anderen Helfern, Indern wie Europäern, betreibt sie eine Straßenklinik, in der sie Menschen mit „Kushtha“ therapiert, wie die Krankheit auf indisch heißt.

Auf Besuch in Deutschland hält die schlanke, hochgewachsene Frau mehrere Vorträge. Sie redet mit sparsamer Gestik, die Hände vor dem Körper gefaltet. Auf ihr Manuskript, das sie mit Farbstiften markiert hat, blickt sie nur selten. Die langen, dunklen Haare hat sie hinter dem Kopf zusammengebunden, ihre Stirn schmückt ein rotbrauner Punkt, den sonst nur indische Frauen tragen. Sie wirkt sicher, überzeugt von ihrem Tun, die Zuhörer scheinen jedes Wort aufzufangen.

Als sie zum ersten Mal die verkrüppelten Elendsgestalten sah, war Deetjen entsetzt: Die Gesichter von Leprösen sind fratzenhaft entstellt, die Gliedmaßen verstümmelt. Mit dem Nervensystem zerstört der Erreger auch das Schmerzempfinden, und ohne dieses Warnsignal führen Verletzungen oft zu Infektionen. Geschwüre bilden sich, Arme und Beine müssen zum



Leprakranken, deren Gesichter entstellt und deren Gliedmaßen verstümmelt sind, will Stella Deetjen helfen.

Foto privat

Teil amputiert werden. Nach einiger Zeit werden die Kranken von ihren Familien nicht wiedererkannt, berichtet Deetjen.

Das Entsetzen wich Mitgefühl. Sie ging auf die Leprakranken zu, sprach mit ihnen, aß mit ihnen. Auf der Straße, im faulenden Müll, neben Hunden und Stieren, unter der sengenden Sonne bei mehr als 40 Grad. Jeden Tag kehrte die junge Frau an diesen abweisenden Ort zurück. „Wir nannten uns Bruder und Schwester“, erzählt sie. Angst, sich anzustecken, hatte sie nicht. Das Immunsystem von Europäern sei gemeinhin stark genug, um die Bakterien, die mit Speichel oder Blut übertragen werden, zu töten.

Deetjen erfuhr, daß die Kranken völlig isoliert werden. Sie müssen ihre Familien verlassen, um sie davor zu bewahren, ihrerseits ausgegrenzt zu werden; auch viele Ärzte weisen die „Unberührbaren“ ab, aus Furcht, die Patienten könnten ausbleiben. Die Lepra-Kolonie darf nicht einmal entsprechend dem hinduistischen Ritual ihre Toten verbrennen. Daher liegen Leichen bisweilen tagelang auf der Straße, bevor sie in den Ganges geworfen werden. „Das Problem ist die mangelnde Aufklärung der Bevölkerung“, stellt Deetjen fest. „Viel zu wenige wissen, daß Lepra heilbar ist.“

Den Entschluß, in Indien zu bleiben, faßte sie, als die Polizei in Benares die Leprösen mit Stöcken in einen vergitterten

Gefängniswagen trieb. Angeblich wegen Bettelei. „Ich habe Todesangst in ihren Augen gesehen und begriffen, daß ich sie nicht im Stich lassen kann“, sagt die Frau. Ohne zu zögern kletterte sie in den Wagen und begleitete ihre „Brüder und Schwestern“ auf dem Weg ins Gefängnis. Den Kranken beizustehen sei eine „Frage der Ehrlichkeit“ gewesen, meint sie. Oftmals habe sie darüber nachgedacht, wie man zu Frieden, Liebe und Brüderlichkeit beitragen könne – und dies sei die Gelegenheit gewesen. Über den Gefängnistransport und den Einsatz Deetjens berichteten mehrere Zeitungen in Indien. Daraufhin lernte sie jene Menschen kennen, mit denen sie seither die Straßenklinik betreibt: Krankenschwestern gehören ebenso dazu wie ein Ingenieur, zwei Lehrerinnen und ein Sportstudent; das Alter reicht von 25 bis 55 Jahre.

An manchen Tagen kommen mehr als 100 Kranke zu der Station am Straßenrand. Dort erhalten sie antibiotikaähnliche Medikamente, die den Körper fast immer von Lepra-Erregern befreien, zuweilen schon innerhalb von sechs Monaten. Falls Finger oder Zehen amputiert werden müssen, ruft Deetjen einen Arzt hinzu. Medikamente und Verbandsmittel bekommen die Initiatoren des Hilfsprojekts teilweise unentgeltlich von indischen Firmen; teilweise verwenden sie Spenden

von Touristen und Einheimischen. So wichtig wie die medizinische Betreuung sei die Aufklärung, sagt die Frau. Die „Unberührbaren“ müßten erst von der Therapie überzeugt werden, bevor sie die Tabletten schluckten. Daneben versuchen Deetjen und ihre Mitstreiter den Bewohnern von Benares beharrlich einen Satz nahezubringen: „Lepra ist heilbar!“ Dreimal wiederholt sie diese Worte. Um die Isolation der Infizierten zu durchbrechen, geht sie von Haus zu Haus und verteilt Handzettel. Da viele Inder nicht lesen können, vermittelt Deetjen die Botschaft in Form eines Comics.

Bald beginnen die Betreiber der Straßenklinik mit einem ehrgeizigen Unterfangen. Ein Stück Land wollen sie erwerben, auf dem 50 kleine Häuser aus Stein entstehen sollen. Dort könnten Leprapatienten sowohl während als auch nach der Therapie leben, möglicherweise zusammen mit ihren Angehörigen – sofern die Familien ihre einst verstoßenen Mitglieder wieder aufnehmen.

Stella Deetjens Traum von Italien, von der Schauspielerei ist verflogen. Doch ihre Augen sprühen, wenn sie über die Zukunft spricht. Fünf bis zehn Jahre noch möchte sie Lepröse in Indien pflegen. Und danach will sie an einem weiteren Hilfsprojekt mitwirken, vielleicht in Afrika.

JOCHEN GAUGELE



Stella Deetjen

Foto Cornelia Sick